



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Widmann, J. V.: Meta Holdenis : ein Roman von Victor Cherbuliez.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Meta Goldenis.

Ein Roman von Victor Cherbuliez.

In nachstehenden Zeilen wird deutschen Lesern und Leserinnen, hauptsächlich aber nur solchen, die einige Muße haben, ein französischer Roman signalisirt, den sie lesen sollten. Jedenfalls ist derselbe einem deutschen Lesepublikum unschädlicher als einem französischen. Letzteres wird beinahe aus jeder Zeile das berausende Gift blinden Deutschenhasses saugen; deutsche Leser aber werden sich in unterhaltender Weise darüber belehren, wie in einem französischen Kopfe, besonders seit dem letzten Kriege, deutsche Häuslichkeit, deutsche Weiblichkeit und deutsche Poesie sich abspiegeln und zu Zerrbildern werden, ähnlich den häßlich verkürzten und verschobenen Gestalten, die man in jenen Metallkugeln erblickt, mit denen geschmackloser Weise so manche Gärten verunziert sind.

Vielleicht möchte man zuerst erfahren, wer Victor Cherbuliez sei und was er sonst etwa geschrieben. Denn obwohl man in Deutschland die gleichzeitige französische Literatur ungemein viel besser kennt, als in Frankreich die deutsche, so dürfte doch Victor Cherbuliez den meisten Lesern noch wenig bekannt sein. Aber wir ziehen vor, von dem Verfasser des genannten Romans am Schlusse dieser Kritik zu sprechen; wir machen es wie der Polyphem mit dem Odysseus. Zuerst trinken wir seinen (freilich in diesem Falle nicht ganz göttlichen) Wein und rechten mit ihm darüber; zuletzt erst speisen wir ihn auf. Ob er uns aber wie Odysseus am Ende entrinne, darüber mögen die Leser dieser Zeilen urtheilen.

Der Roman *Meta Goldenis* (zuerst in der *Revue des deux mondes*, so dann in einer Separatausgabe erschienen, in der „*Illustrirten Schweiz*“ sehr fein ins Deutsche übersetzt) hat seinen Namen von der Heldin, einem deutschen Mädchen. „Hauptperson“ sollte ich diese Meta eher nennen. Denn Heldin ist sie nur in der Verstellung, in der schamlosen Lüge und vollendeten Heuchelei. Ihr steht gegenüber Tony Flamerin, ein junger, französischer Maler, ehrlich, ein wahrer *chevalier sans peur et sans reproche*, der Idealtypus französischer Munterkeit, französischen Witzes, französischen Edelsinnes, eine offenbar mit Liebe gezeichnete Figur. Dieser vielversprechende junge Mann ist der Sohn eines Küfers in Beaune, wo der gute Wein wächst. Sein Vater ist mit dem Malerberufe des Sohnes nicht einverstanden. Er macht dem Sohne Vorwürfe. Wirklich hübsch ist die Stelle, wo der Alte zu seinem verfehlten Jungen spricht: „Tony Flamerin, mein einziger Sohn, setze Dich hier vor mich in die Sonne und blicke zu Boden. Du wirst den Schatten eines Narren sehen.“ Ueberhaupt sei hier bemerkt, daß die Sprache im *Meta*

gemeinen durch den ganzen Roman hindurch eine nicht ganz gewöhnliche, sondern zuweilen geistreiche, manchmal ziemlich poetische ist. Würden wir uns aber auch sonst die Mühe geben, den Roman in diesen Blättern zu kritificiren?

Tony Flamerin giebt den verständigen Vorstellungen seines Vaters, der ihn gut verheirathen möchte, nicht nach, sondern reist nach Genf; sein Erbtheil steckt ihm in der Tasche, wie dem verlorenen Sohn. Auf der Fahrt trifft er mit einem Deutschen zusammen, der an dem jungen Flamerin Interesse nimmt, seitdem Tony seine Werthpapiere hat sehen lassen. Dieser Deutsche ist ein Bankier Holdenis, niedergelassen in Genf. Er ladet den jungen Franzosen zu sich ein. Aber unser genialer Maler geht in Genf lieber seine eigenen Wege und denkt nicht mehr an Herrn Holdenis. Ein Amerikaner, der lange Harris, mit dem er zusammentrifft im Hotel des Bergues ist ihm viel lieber. Mit diesem Urtypus eines Yankee schwimmt er im See, segelt und rudert, kneipt und zankt er im Caffeehause. Eines Abends aber treffen die beiden in der Umgegend Genfs umherschleudernden jungen Männer in einem Garten eine deutsche Familie an, die das Bild reizender Gemüthlichkeit darbietet. Die ganze Scene ist absichtlich nach der berühmten Scene im Werther, wo Lotte den Kindern das Brot schneidet, copirt. Auch hier bildet ein junges Mädchen die Mittelfigur des Bildes. Ihre Geschwister krabbeln um sie herum. Sie aber weiset alle zur Ordnung und zerlegt mit Anmuth ein Huhn. Der glückliche Vater erhebt indessen sein Antlitz. Tony erkennt Herrn Holdenis. Im nächsten Augenblick schon ist er Hausfreund, wird der Tochter Meta vorgestellt und begleitet die Familie nach Hause, wo Herr Holdenis, nachdem die Kinder noch recht hübsch gesungen haben, aus der großen Familienbibel den Abendsegen betet. Tony ist von Meta's holdem Wesen ganz entzückt und will ihr Bild malen. Tägliche Besuche. Der junge Franzose nimmt deutsche Stunden. Meta bezaubert ihn mehr und mehr. Auf ihr ruhen alle Gaben. Sie spielt meisterhaft Sonaten von Mozart, sie declamirt den König in Thule mit hinreißendem Ausdrucke. Eigentlich schön ist sie nicht; aber ihr Wesen nimmt gefangen. Tony gesteht ihr seine Liebe. Unterdessen hat ihm Herr Holdenis vorgestellt, ein junger Mann thue nicht gut, so viel Werthpapiere in der Briestasche herumzutragen. Der Maler legt also seine Papiere bei Herrn Holdenis an. Tags darauf, als er seine Geliebte besucht und sie sein Nähen überhört, findet er sie damit beschäftigt, — daß sie in einen Kranz von Veilchen und Vergißmeinnicht die Worte „Baronin von Grüneck“ hineinmalt. Der deutsche Baron v. Grüneck nämlich ist eine Art Vogelscheuche von Mann und dennoch der Nebenbuhler Tony's, ja sogar der begünstigte, wie Tony sofort merkt. Tony eilt ungesehen von Meta fort und schreibt nur noch auf das Portrait, das er von

seiner Geliebten malte, die Worte: „Sie betete die Sterne an und den Baron von Grüneck.“ So verläßt er das Haus und eilt zu seinem Yankee, der ihn mit der Neuigkeit überrascht, soeben habe Herr Holdenis Bankerott gemacht. Der arme, edle, junge Franzose ist in der Lage, zu singen: „Alles ist hin, Werthpapiere im Betrage von 10,000 Franken und die Geliebte dazu.“ Als er zu Hrn. Holdenis eilt, um sich nach diesem raschen Umschlag des Glückes zu erkundigen, empfängt ihn dieser mit Salbung und speist ihn mit Bibelsprüchen ab. Der edelmüthige Franzose wirft dem deutschen Betrüger die Schuldverschreibung zerrissen an den Kopf und „verläßt ihn zur selbigen Stunde“.

Soweit die Duverture. Jetzt geht das Stück erst an, das wir, um nicht weitschweifig zu werden, nur in seinen Hauptmomenten skizziren wollen. Der junge französische Maler reist nach Dresden, um die Gallerie zu studiren. Vorher erholt er sich bei einigen leichtsinnigen Damen in Baden-Baden von dem sittlichen Ekel, den ihm der betrügerische deutsche Tugendschwindel der Familie Holdenis erregt hat. Gewiß eine eigenthümliche sittliche Cur, die für manchen jungen Mann nicht ohne Reiz sein dürfte. Arm wie eine Kirchenmaus kommt unser Ritter ohne Furcht und Tadel nach Dresden, wo er nach allerlei Mühsalen die Bekanntschaft des französischen Gesandten Herrn v. Mauserre macht, dessen Porträtmaler und Freund er wird. Herr von Mauserre, ein großer Diplomat und ein stattlicher, vornehmer Herr, liebt eine bildschöne Dame, eine junge Creolin, die jedoch leider schon die Gemahlin eines Andern ist. Indessen — was thut das? Sie erwiedert die Liebe des Herrn von Mauserre, dieser entführt das schöne Weib, in der Hoffnung, ihr erster Gemahl werde sich nach der Entführung von ihr scheiden lassen. Dieser aber, ein roher Genußmensch, thut dem Liebespaar den Gefallen nicht, und so muß Herr v. Mauserre, mit seiner schönen Entführten in einer Ehe leben, die weder vor dem Gesetz noch vor dem Altar gültig ist, wohl aber nach Oherbuliez' Sittencodex vor der Natur; denn nach üblicher Frist wird sie mit einem reizenden Töchterchen gesegnet. Nun vergehen etwa sechs Jahre. Tony, durch Hrn. v. Mauserre unterstützt, studirt in Spanien Velasquez. Hr. v. Mauserre, ist indessen mit seiner schönen Gemahlin und der kleinen Lulu nach seinem prächtigen Landgute in Frankreich gezogen. Aber das junge Mädchen wird von Tag zu Tag ungebardiger; man muß ihm eine Gouvernante geben. Tony, der indessen auf das Landgut zu seinem vornehmen Freunde eingeladen ist, wird beauftragt, sich in Genf nach einer Gouvernante zu erkundigen. Er überträgt seinen Auftrag wiederum an seinen Yankeefreund und dieser sendet auf das Landgut — eine alte Bekannte Tony's — Meta Holdenis.

Meta tritt mit gesuchter Bescheidenheit auf. Durch Klugheit und Festig-

keit, auch durch ihr musikalisches Talent bündigt sie sehr bald ihren kleinen Bögling. Den früheren Liebhaber überzeugt sie, daß sie damals, als er sie mit dem Verdachte, sie wolle Baronin von Grüneck werden, verlassen habe, weit hiervon entfernt gewesen sei. Die betreffende Zeichnung sei eine Neckerei einer Schwester gewesen. Tony Glamerin verliebt sich also neuerdings in die Gouvernante. Als er ihr seinen Antrag macht, nimmt sie denselben mit unverhohlener Freude an. Als er ihr aber in derselben Stunde erzählt, Hr. v. Mauserre sei gar nicht getraut mit seiner scheinbaren Gemahlin, entwirft die zartfühlende junge Deutsche sozusagen am Herzen ihres Liebhabers in der ersten Schäferstunde schon den Plan, womöglich Herrn v. Mauserre zu gewinnen und Herrin des Schlosses les Charmilles zu werden. Daß hierdurch die ihr mit soviel Freundlichkeit begegnende Madame de Mauserre, die ihren Gatten anbetet, unsäglich elend und unglücklich würde, kommt nicht in Betracht. Der Plan wird ausgeführt. Meta Holdenis spinnt mit Feinheit, ja mit teuflischer List ein Netz um Herrn von Mauserre. Bald ist sie ihm unentbehrlich. Aber Verwandte des Herrn von Mauserre und Tony Glamerin verschwören sich gegen sie. Wir wollen hier auf die Minen und Gegenminen, die von beiden Seiten gegraben werden, nicht näher eintreten. Nachdem Meta Holdenis alle möglichen Ränke ausgedacht, alle erdenklichen, kühnen Streiche ausgeführt hat, bald schleichend wie die Katze, dann auf die Beute stürzend wie der Tiger, gelingt es den Verbündeten, trotz aller Schauspielerkünste der jungen Deutschen, über die Gouvernante zu triumphieren. Herr v. Mauserre wird aus ihren Banden gerissen und in die Arme seiner zärtlichen Gattin zurückgeführt. Meta Holdenis muß das Haus verlassen. Noch einmal macht sie, nach allen ihren Schlechtigkeiten, einen letzten Versuch, den ehemaligen Geliebten Tony Glamerin zu rühren. In der Nacht vor ihrer Abreise besucht sie ihn auf seinem Zimmer. Beinahe erliegt er den Verführungskünsten des verschlagenen, listigen und im rechten Augenblick mit allen Reizen freigebigen Mädchens. Es rettet ihn das Krähen eines Hahnes. Auf dem Todtenbette hatte nämlich der Vater Tony's, der ehrsame Küfer von Beaune, dem Sohne noch gesagt, er solle die einzige Musik, die sein Vater geliebt habe, das Krähen des Hahnes, hoch halten; in wichtigen Augenblicken könne es ihn retten. Der Augenblick ist da. Der gallische Hahn rettet den jungen Franzosen vor dem deutschen Mädchen, dessen blaue Augen auf einmal „jenen schönen afrikanischen Seen mit den azurblauen Wassern gleichen, deren Grund von Krokodilen wimmelt“. Meta fährt mit Schimpf und Schande davon. Einige Jahre später begegnet ihr Tony einmal Nachts im Eisenbahnwaggon. Sie ist mittlerweile protestantische Diakonissin geworden und befindet sich auf der Fahrt nach Mailand, wo sie einen Fröbel'schen Kindergarten einrichten wird. Das entnimmt Tony, der von ihr nicht erkannt wird, dem Gespräch, das sie mit ihren Ge-

fährtinnen führt, denen sie auch erzählt, sie habe eine Zeitlang in einem vornehmen französischen Hause gelebt, aber alle Herren des Hauses hätten ihr nachgestellt und sich ihr zu Füßen gelegt und einander beinahe die Gurgel abgeschnitten. Sie habe, aus Edelmuth, um diese Streitigkeiten beizulegen, das betreffende Haus verlassen. Da kann sich Tony nicht enthalten, indem mittlerweile die Station zum Aussteigen gekommen ist, beim Verlassen des Waggons der erstaunten Meta rasch ins Ohr zu flüstern:

„Es war ein Mädchen in Thule

Das lag bis an sein Grab.“ —

Damit endet die Geschichte. —

Um vorläufig noch von der Tendenz abzusehen, erheben wir zunächst gegen den Roman einen ästhetischen Vorwurf, der freilich auch gegen viele andere moderne Schriftsteller, auch gegen deutsche gerichtet ist. Mehr und mehr nimmt der Mißbrauch überhand, an die Stelle ausgeprägter Einzelcharaktere bloße Nationaltypen treten zu lassen, wodurch unstreitig das eigentlich Künstlerische der Dichtung herabgedrückt wird ins Reich der Schablone. Man darf nicht einwenden, Goethe habe im Wilhelm Meister in seiner Mignon das Signal gegeben zu solcher Entlehnung fremder Rassetypen. Allerdings hat Goethe's Vorgang viele Romane mit wilden Spanierinnen und Italienerinnen bevölkert. Aber die epigonenhaften Nachahmer haben nur zu oft übersehen, daß Goethe keineswegs nach dem italienischen Rassetypus gegriffen hat, um sich die rein menschliche, fein durchzuführende, individuelle Charakteristik an einer Gestalt zu ersparen; sondern diese Charakteristik ist bei Mignon im höchsten Grade eine individuelle, die durchaus nicht allein aus der italienischen Heimath sondern vielmehr aus Mignon's Schicksal, ja aus der ganzen Vorgeschichte ihrer Eltern verstanden werden will. Aber viele Romanschriftsteller finden es bequemer, die bereits fertig ausgeprägten, allgemein bekannten Nationaltypen auszubeuten, statt lebenswahre Charaktere zu schaffen, die uns als Menschen ohne die accidentielle Nationalität wahrhaft befriedigen.

So giebt uns Cherbuliez ein Ragout von Deutschen, Franzosen, einer Creolin und einem Amerikaner. Der Unterschied in den Charakteren ist außer in den nationalen Zügen nur der des Alters und Geschlechtes. Herr Holdenis ist der alte Fuchs, Meta die junge Füchsin. Herr v. Mauserre ist ein älterer ritterlicher Franzose, gleichsam abgelagerter Bordeaux; Tony Flamerin ist der junge, ritterliche Franzose, neuer, südlicher Wein. Die Creolin und der Amerikaner sind wirklich gar nichts als Typen ihrer Nationalitäten; aber doch wenigstens richtige Typen.

Anders verhält es sich mit den deutschen Gestalten des Romans. Und hier beginnt das Tendenziöse, was den ganzen Roman trotz einzelner hübsch

erbachten Situationen zu einem Nachwerk schlimmster Sorte degradirt. Da Victor Cherbuliez den Deutschen die eroberten Provinzen nicht abnehmen kann, so sollen ihre edelsten, idealen Güter daran, ihre Häuslichkeit, die Reinheit ihrer Frauencharaktere, ihr Schwärmen für Poesie und Musik.“ „Rien n'est sacré pour un Sapeur!“ möchten wir ausrufen, wenn wir sehen, wie Cherbuliez gerade das unantastbare Palladium deutscher Weiblichkeit in den Roth zu ziehen sucht. Wir sind nicht blind; es giebt gewiß in Deutschland Frauen und Mädchen, deren Charakter so schlecht ist, wie der einer Meta Holdenis. Auch Deutschland hat Zuchthäuser und Kindsmörderinnen und Dirnen. Aber werde ich, um die französische Nation zu studiren, auf den Galeeren meine Studien machen? Oder sind es überhaupt die seltenen Ausnahmen, die ein Künstler zum Typus eines Volkes machen darf? Es soll auch unter den Negern Albino's geben; wird ein Maler gerade ein Albino-exemplar malen, wenn er uns ein Bild aus Afrika geben will? Nur die Verblendung des Nationalhasses hat Cherbuliez zu dieser Schandzeichnung seiner Meta begeistern können. Und wie unwahr sind innerhalb des Bildes selbst einzelne Züge. Ich behaupte, daß ein grundslechter Mensch weder den König in Thule noch Mozart's Musik so vortragen kann, daß sie das innerste Herz ergreift und stütze mich dabei außer meinen eigenen Beobachtungen auf ein lateinisches Wort, das da sagt: „Um ein guter Redner zu sein, muß man zuerst ein guter Mensch sein.“ Es kommt aber dem französischen Schriftsteller darauf an, die deutsche Kunst mit der deutschen Weiblichkeit in denselben Roth zu ziehen. Darum gerade häuft er auf Meta Holdenis alle Gaben der Poesie und Musik gegen alle psychologische Wahrscheinlichkeit. Ja, hohle Phrasen über Goethe und Schiller können solche Wesen wie eine Meta im Munde führen, ein brillantes Salonstück vorspielen, aber nicht den König in Thule herzbewegend declamiren, nicht Mozart's reine, himmlische Musik vortragen. Cherbuliez ist jedoch geblendet wie der Stier, der auf die rothe Fahne losgeht. Alle Schranken der Pietät überspringt er. So kommt es ihm z. B. nicht in den Sinn, wie er bei der Schlussscene mit seinem dreimaligen Hahnenschrei den Hahnenschrei einer anderen nicht profanen Geschichte, die auch dem negativsten Geiste lieb ist, pietätlos parodirt. Warum sollte er nicht den König in Thule parodiren, ja an diesem Liebe deutscher Treue dadurch seinen Muthwillen fühlen, daß er es als das Lieblingslied eines grundverdorbenen Wesens immer wieder bringt?

Herr Holdenis, der betrügerische deutsche Geschäftsmann, der Abends im häuslichen Kreise die Bibellectüre pflegt, zeigt, daß Cherbuliez den deutschen Kaufmannsstand wenig kennt. Denn bei aller Rechtlichkeit und Genauigkeit, die den deutschen Kaufmannsstand auszeichnet, ist doch Frömmigkeit, namentlich äußerlich gepflegte Frömmigkeit gewiß nicht sein Charakteristikum.

So hat Cherbuliez auch in dieser Heuchlergestalt sich an die seltene Ausnahme gehalten und sich vielleicht eingebildet, weil ihm von der Frömmigkeit des preussischen Adels Einiges zu Ohren gekommen, dergleichen lasse sich so ohne Weiteres auf jeden Deutschen übertragen.

Daß Victor Cherbuliez die deutschen blauen Augen sogar mit seinem Hasse verfolgt und jenen afrikanischen Seen vergleicht, in deren Tiefe Krokodile wimmeln, wollen wir ihm mit jenem Mitleid verzeihen, mit dem wir Jedem, der noch keinen echten Rheinwein getrunken hat, verzeihen, daß er auf den Johannisberger schimpft. Aber was soll schließlich diese ganze Heze gegen deutsche Frauencharaktere? Haben wir hier ein literarisches Nachspiel zu der Vertreibung so vieler armer deutscher Gouvernanten aus Frankreich, wie dieselbe im Kriegsjahr 1870 zur ewigen Schmach und Schande der französischen Nation Statt gefunden hat? Es ist so etwas. Ein Blick auf Victor Cherbuliez' sonstige literarische Thätigkeit bestätigt unsere Ansicht.

Victor Cherbuliez ist zwar kein Franzose, sondern ein Genfer und zwar ein mit seinen Landeleuten selbst ziemlich verfeindeter, abgeschlossen für sich lebender Genfer. Ich habe mir sagen lassen, er sei ungefähr vierzig Jahre alt. Vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges scheint er sich — wer sollte es glauben! — mit einer gewissen Vorliebe in das Studium deutscher Literatur hineingearbeitet zu haben. Er hat sogar ein Buch geschrieben über Deutschland. Freilich ist in seinen *Etudes sur l'Allemagne* die Milch der frommen Denkart bereits zu gährendem Drachengift geworden. Offenbar hat Cherbuliez nur so lange Geschmack an den Deutschen gefunden, als sie ihm ein Volk von „Philosophen und idealen Träumern“ zu sein schienen. Als aber diese idealen Träumer endlich die unverkündete Herausforderung des gallischen Hahnes, des europäischen Störenfrieds annahmen und wider Erwarten den Gegner auf allen Schlachtfeldern niederschlugen und ihm seine stolzen Federn zerzausten, da wurde Cherbuliez ein geschworener Feind der Deutschen und schrieb über Lessing — *un allemand d'autrefois* —, schrieb über David Strauß, — *un allemand d'aujourd'hui* — und schrieb über die deutschen Kriegsliederdichter, — *les poètes militants du nouvel empire Germanique* — alles Schriften, in denen entweder, wie in der Arbeit über Lessing, der Groll und Haß gegen Deutschland dem unterdrückten Murren, oder wie in dem Aufsatz gegen die Kriegsliederdichter dem wilden Geheul des Raubthieres gleicht. Meta Holdenis ist die auf den Roman übertragene, consequente Fortsetzung dieses literarischen Geheuls.

Wie oberflächlich Cherbuliez in den genannten Arbeiten zu Werk geht, dafür mögen hier zwei Beispiele Zeugniß abgeben.

In dem Versuch über Lessing behauptet Cherbuliez, Lessing sei kein preu-

fischer Patriot gewesen. Einige Aussprüche Lessing's, die theilweise schon durch ihren paradoxen Charakter den französischen Kritiker hätten vorsichtig machen sollen, werden für das Weltbürgerthum Lessing's herangezogen. Wer zweifelt daran, daß Lessing sich als Weltbürger gefühlt hat? Aber er mußte seine Vaterlandsliebe mit der Humanität in Einklang zu setzen. Schon die Charakteristik des windbeuteligen Franzosen, des Riccaut de la Marlinière neben der edlen Gestalt des preussischen Majors von Tellheim in Minna v. Barnhelm hätte, wie überhaupt die ganze Anlage dieses Stückes, Herrn Victor Cherbuliez über die durchaus deutsche Gesinnung Lessing's belehren sollen. Und nun vollends die Stelle, wo Lessing die „preussischen Kriegsglieder eines Grenadiers“ bespricht und wörtlich sagt: „Von dem einzigen Tyrtaus könnte er (der preussische Grenadier und Dichter) die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz, für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn diese Gefühle einem Preußen nicht eben so natürlich wären als einem Spartaner.“ Diese eben so einfachen als stolzen Worte Lessing's sagen genug. Ja, es steht zu befürchten, daß Herr Cherbuliez, wenn er auf dieselben stößt, bereuen wird, jemals über Lessing, der ihm nun als preussischer Chauvin erscheinen wird, eine Zeile geschrieben zu haben.

Eine andere Oberflächlichkeit unseres Genfers besteht darin, daß er fortwährend von einem Haß der Deutschen gegen die „welche“ (sic) lies „Wälsche“ phantastirt. Er ist also noch nicht im Klaren, daß man in Deutschland nicht etwa Frankreich, sondern einzig und allein Italien als Wälschland bezeichnet und daß nur in den Kantonen der deutschen Schweiz das Wort Wälschland für die französisch sprechenden Cantone aber auch nicht für Frankreich gebräuchlich ist.

Lassen wir es bei diesen herausgegriffenen Beispielen bewenden. Es fehlt uns Lust und Zeit, alle Irrthümer in der Arbeit über Lessing aufzudecken und zu widerlegen. Der in einer Art von Naserei geschriebene Aufsatz gegen die deutschen Kriegsgliederdichter bedarf ohnehin keiner Widerlegung; er enthält nur eine längst in Deutschland anerkannte Wahrheit, daß die deutschen Siege viel großartiger gewesen sind als die zur Feier derselben gedichteten patriotischen Ergüsse.

Aber zum Schlusse richten wir einige ernste Fragen an Victor Cherbuliez und an die in seiner Bahn wandelnden französischen Schriftsteller. Ist es denn wirklich die Aufgabe des Dichters, Nationen gegen einander aufzuheizen? Wäre die Aufgabe, Wunden zu heilen, und entzweite Völker zu verbrüdern, nicht eine edlere? O! über die Propheten, die dem Volke nur sagen, wonach der Menge die Ohren jucken! Wäre es nicht unendlich mehr am Platze, daß jeder Dichter seinem eigenen Volke den Spiegel vorhielte und es zu bessern suchte? Oder ihm das fremde Volk in seinen Tugenden vorführte, wie

das ein Tacitus gethan in seiner Germania? Ist denn Frankreich, das unter dem Jesuitismus seufzende Frankreich, so ganz kerngesund, daß man ihm kein Wort der Belehrung zu sagen hätte im Gewande der Dichtung? Warum nicht, wenn man Tendenznovellen schreiben will, die Wallfahrten von Lourdes zc. geißeln? Am Ende ist es doch ein viel geringeres Vergehen, während des offenen Krieges durch mehr oder weniger gute Kriegslieder die Begeisterung zu nähren, als nachher, wo man Wunden heilen und nichts als Balsam spenden sollte, unter der Maske einer heitern Novelle den Nationalhaß zu nähren und die Feder zum vergifteten Dolche zu machen. In der Revue des deux mondes erscheinen in diesem Augenblick Lettres de Herman à Dorothee, in welchen die Lieblingsgestalten des deutschen Volkes auf eine unflätige Manier in den Roth gezogen werden. Wohin soll das führen? Und vollends ein schweizerischer Schriftsteller, ja ein Genfer, ein Bürger der Stadt, deren rothes Kreuz im weißen Felde als Standarte der Humanität während der letzten Kriege der Stolz der Menschheit geworden ist; — wie kann ein Bürger dieser Stadt so schlecht seine Aufgabe begreifen? Freilich ein anderer Genfer, Marc Monnier, hat auch nichts Besseres zu thun gewußt, als in seinen Marionettenspielen den deutschen Kaiser und Bismarck lächerlich zu machen. Hätte ein Poet, der in deutscher Sprache schrieb, ähnliches gethan, — da läge noch etwas Sinn darin, nämlich jener Sinn, in welchem die römischen Soldaten ihren stolz triumphirenden Feldherrn durch Spott und Witz an seine menschlichen Schwächen erinnerten. Aber einer ohnehin in Selbstverblendung versunkenen Nation diese Selbstverblendung durch derartige Irlichteleien noch zu mehren, das ist ein Verbrechen an der Menschheit und namentlich an dem Volke, dem man freundlich gesinnt zu sein vorgiebt.

Kein „deutscher Chauvin“ hat diese Zeilen geschrieben, sondern ein Schweizer, allerdings ein Schweizer, der sich in der innigsten Einheit weiß mit dem deutschen Geiste in Poesie, Musik, Wissenschaft und Cultur, der aber seine schweizerische Nationalität über Alles hoch hält, und bei strenger Aufrechterhaltung persönlicher Neutralität schon viel öfter den Vorwurf hat hören müssen, er sei ein Deutschhasser, als den anderen, er sei ein Franzosenfeind.

J. V. Widmann.

Island und Dänemark.

Aus Kopenhagen.

Während Dänemark bei jeder passenden Gelegenheit aufbäumt und die Erfüllung des bekannten Artikels 5 des Prager Friedens, die Rückgabe Nord-schleswigs verlangt, hat es sich in seinem eigenen Hause des Abfalls eines Landes-